

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **66 (2004)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

Flückiger Strebel, Erika: *Zwischen Wohlfahrt und Staatsökonomie. Armenfürsorge auf der bernischen Landschaft im 18. Jahrhundert.* Zürich: Chronos Verlag, 2002. 427 S., ill., CD. ISBN 3-0340-0530-X.

Das Werk ist eine leicht überarbeitete Fassung einer im Jahr 2000 an der Universität Bern von den Professoren Martin Körner und Christian Pfister angenommenen Dissertation. Es erschien im Chronos Verlag, der bereits eine Reihe von Untersuchungen zum Forschungsfeld Armenfrage/Sozialstaat im schweizerischen Raum editorisch betreut hat.

Die Frage, wie viel der Sozialstaat kosten darf, ist äusserst aktuell. Sie war schon ein Thema des 18. Jahrhunderts. Die Autorin untersucht die Entwicklung und Ausgestaltung der Armenfürsorge-Strukturen des bernischen Staates im 18. Jahrhundert. Sie tut dies in drei Schritten. Der erste Teil der Untersuchung ist der gesamtstaatlichen Darstellung der Armenfürsorge gewidmet. Im Zentrum steht die Almosenkammer, die ab 1672 für die Koordination der staatlichen Armenfürsorge zuständig war. Der zweite Teil gilt der Vollzugsebene der Armenfürsorge, der Landvogtei. Der dritte Teil lenkt den Blick auf die Armenversorgung der Berner Landgemeinden. Für die Teile zwei und drei – und das ist einer der interessanten Aspekte der Studie – hat Erika Flückiger exemplarisch die Verhältnisse in den seeländischen Landvogteien Nidau und Büren aufgearbeitet. Im Zentrum der Analyse steht der Archivalienbestand der Almosenkammer im Staatsarchiv, den die Autorin für die Jahre 1730–1732 und 1780–1782 qualitativ und quantitativ auswertete. Quantitativ erhob sie für die beiden Querschnitt-Jahresgruppen die Unterstützungsbewilligungen und Direktzahlungen der Kammer an Unterstützungsbedürftige in einer Datenbank (Angaben zur unterstützten Person, Lebensumstände, Herkunft, Wohnort, Unterstützungskriterien, Unterstützungsleistung). Als qualitative Merkmale erfasste sie alle Erläuterungen und Berichte der Almosenkammer, die über den Standardtext einer Unterstützungsentscheidung hinausgingen. Dazu kamen zwischen 1730 und 1797 weitere Kammergeschäfte und -entscheide, die einen vertieften Einblick in die Verfahrensweise, Entscheidungskompetenzen und Argumentationsweisen der Behörden ermöglichten. Die Unterstützungen erfolgten immer zum Teil in Geld und zum Teil in Getreide. Um die Vergleichbarkeit zu ermöglichen, mussten die Geldleistungen in einheitliche Währung, die Naturalleistungen in einheitliche Mengen umgerechnet und Letztere noch kapitalisiert werden. Die Kapitalisierung entspricht den Getreidepreisen des Nidauer Marktes. Schliesslich wurden Geld- und Naturalleistungen noch in Kalorien umgerechnet. Der diesbezügliche Exkurs (S. 209–327) gewährt einen guten Einblick in die Werkstatt computergestützter Geschichtsforschung, sowohl in ihre Chancen als auch in ihre Risiken. Die Datensätze stehen dem Benutzer als Rohdaten wie auch als Produkte in Karten-, Grafik- oder Tabellenform auf einer CD-ROM zur Verfügung (mit Excel 95, Excel 2000, Access 2000 lesbar), die ebenfalls den vollständigen Buchtext im PDF-Format enthält. Die Frage sei gestattet, ob die CD in 50 Jahren noch gelesen werden kann – beim Drucktext braucht diese Frage zum Glück nicht gestellt zu werden.

Armenfragen bilden regelmässig ein Kapitel von Ortsgeschichten. Diese Darstellungen sind aber meist einem mikrohistorischen Ansatz verpflichtet und behelfen sich mit exemplarischen Schilderungen etwa der Verdingverhältnisse. Hier füllt die Arbeit

Flückigers eine Lücke, indem die Autorin Strukturen und Praxis der staatlichen Sozialpolitik Berns für alle drei Ebenen Gesamtstaat, Landvogtei und Gemeinde präzise und gesamtheitlich darstellt, auf der Ebene der Gemeinde etwa die Schaffung kommunaler Armengüter, die Armentelle als zentrale Finanzierungsart dieser Armengüter, Hinterlassen-, Einzugs- und Heiratsgelder als weitere Finanzierungsarten, die Naturalleistungen in Form von Holz- und Getreidespenden, die Bereitstellung von Wohnraum, Verding, Kostgeld und Umgang. Verfasserinnen und Verfassern von Ortsgeschichten sei die Lektüre der Arbeit dringend empfohlen, nicht zuletzt auch wegen des umfassenden Literaturverzeichnisses.

Dank der empirischen Analyse der Entwicklung staatlicher Armenfürsorge liefert die Studie auch einen Beitrag zur Diskussion um die Gültigkeit des Modernisierungsansatzes, der, wie die Autorin betont, in den letzten Jahren einer breiten Kritik ausgesetzt gewesen ist.

Die Studie liest sich nicht leicht, wer sich aber durchbeisst, gewinnt interessante Erkenntnisse. Etwas weniger Redundanz und eine gewisse Straffung des Textes wäre wohl von Vorteil gewesen. Was soll man mit Sätzen anfangen wie: «Die Wahrnehmung des Umgangs durch die obrigkeitlichen Behörden war klar eine negative»? (S. 282). Ärgerlich ist die Konfusion in den Anmerkungen zum Kapitel 1 (Einleitung): Die Anmerkungen 4–63 sind im zugehörigen Anmerkungssteil (S. 327–333) immer unter der um zwei erhöhten Nummer nachzuschlagen, also unter 6–65. Ebenfalls ist zu bedauern, dass das Werk kein Namens- und Ortsregister enthält. Das kann durch die Suchfunktion der CD nur unzureichend ausgeglichen werden.

Christoph Zürcher

Strübin Rindisbacher, Johanna: Daniel Heintz. Architekt, Ingenieur und Bildhauer im 16. Jahrhundert. Bern: Stämpfli, 2002. 254 S., ill. ISBN 3-7272-1086-9.

Mit dieser Monografie wird das Gesamtwerk eines Architekten, Ingenieurs und Bildhauers gewürdigt, der zu den wichtigsten schweizerischen Künstlern des 16. Jahrhunderts zählt. Daniel Heintz war einer der zahlreichen Baufachleute, die im 16. und 17. Jahrhundert aus den deutschsprachigen Walser Dörfern am Südfuss der Alpen in die Eidgenossenschaft zogen, um dort zu arbeiten. Heintz durchlief eine Ausbildung nach den Regeln der internationalen Steinmetzbruderschaften und absolvierte die Zusatzqualifikation zum Werkmeister. Zuerst in Basel tätig, kam Heintz in den 1570er-Jahren nach Bern, wo er am Münster unter anderem das grosse Münstergewölbe einzog und den Lettner errichtete. Zurück in Basel, schuf Heintz während 13 Jahren seine profanen Hauptwerke, bevor er 1588 das städtische Werkmeisteramt in Bern annahm. Hier plante er das Gesellschaftshaus zu Pfistern und den Turmhelmbau des Berner Münsters. Daniel Heintz starb 1596 in Bern.

Die Kunsthistorikerin Johanna Strübin Rindisbacher begann ihre Arbeit zu Heintz mit ihrer Lizentiatsarbeit über das Zunfthaus zu Weinleuten in Basel. Im vorliegenden Buch – die bisher erste Monografie über Daniel Heintz – fasst die Autorin ihre weitergeführten Forschungen zusammen und stellt so die ganze Bandbreite von Heintz' Können vor. Strübin geht einerseits auf bekannte Werke des Baufachmanns ein; sie macht andererseits anhand von Stilvergleichen aber auch neue Werkzuschreibungen an Heintz.

Die Autorin teilt die Kapitel ihrer Monografie in Werkgruppen ein. In einer ersten Gruppe bespricht Strübin insbesondere die Fassadenarchitektur von Renaissance-

palästen (Zunftthaus zu Weinleuten und Spiesshof in Basel, das Gesellschaftshaus zu Pfistern in Bern) und die gotische Zierarchitektur (Epitaphe, Wendelstein mit Masswerkgehäuse im Basler Rathaus). Heintz, so die Autorin, war in der damaligen Zeit nicht der einzige, der gotische und Renaissance-Architektur kombinierte: So verwendete er gotische Konstruktionselemente für Gewölbe und Wendeltreppen, Renaissance-Architektur benutzte er für monumentale Profanbauten und Ausstattungsstücke für Kirchen – je nachdem also, ob eine kunstvolle technische Lösung, zum Beispiel für ein Gewölbe, gebraucht wurde (Gotik) oder ob ein Gebäude den Reichtum und das Ansehen seiner Auftraggeber zeigen sollte (Renaissance).

Eine weitere Kapitel-Werkgruppe bildet die Gewölbetechnik und die Säulenarchitektur von Heintz. Im Mittelpunkt stehen dabei das gotische Gewölbe des Berner Münsters sowie zwei Renaissance-Bauten: der Chorlettner des Berner Münsters und der Abendmahlstisch des Basler Münsters. Der Basler Abendmahlstisch nimmt laut Strübin eine besondere Stellung in Heintz' Renaissance-Werken ein: Zum einzigen Mal in seinem Schaffen setzt Heintz hier Doppelsäulen mit hermenförmigen Schäften über Wandvorlagen ein.

Heintz als Bildhauer ist ein eigenes Kapitel gewidmet, ebenso seinen Architekturplastiken und seinen Ingenieurbauten. Die Autorin geht aber nicht nur auf die Werke des Meisters ein, sondern auch auf seinen Bildungshintergrund, seine Werkstatt und Baustelle sowie sein eigenes Selbstverständnis.

Das Buch ist reichhaltig illustriert, so dass die Ausführungen der Autorin anhand des Bildmaterials nachvollzogen werden können. Exkurse, die Strübin in jedes Kapitel eingefügt hat, geben wertvolle Zusatzinformationen zu Zeit und Kontext von Heintz' Werken. Ein Glossar im Anhang erklärt zudem die wichtigsten kunsthistorischen Begriffe, so dass das Werk auch Nicht-Kunsthistorikerinnen und -historikern empfohlen werden kann.

Sandra Hüberli

Freivogel, Thomas: Emanuel Handmann 1718–1781. Ein Basler Porträtist im Bern des ausgehenden Rokoko. Murten: Licorne Verlag, 2002. 287 S., ill. ISBN 3-85654-855-6.

Von Emanuel Handmann sind heute 553 Werke bekannt. Er wirkte vor allem als Porträtist und ist in erster Linie wegen den von ihm dargestellten Personen bekannt. So basiert das Bildnis des Mathematikers Leonhard Euler auf der 10-Franken-Note, die bis 1997 im Umlauf war, auf einem von Handmann gemalten Porträt. Der Künstler ist hingegen kaum bekannt.

Emanuel Handmann wurde 1718 in Basel geboren und absolvierte seine Lehre beim Stuckateur und Deckenbildmaler Johann Ulrich Schnetzler in Schaffhausen. In Paris absolvierte er Studienaufenthalte und in den 1740er-Jahren bereiste er Italien. Im Alter von 28 Jahren kam er zum ersten Mal nach Bern. Zwischen 1750 und 1760 konnte er wichtige Persönlichkeiten porträtieren, so zum Beispiel Albrecht von Haller und Leonhard Euler. In den 1760er-Jahren ergab sich für Handmann eine einmalige Gelegenheit: Die beiden Prinzen Peter Friedrich Ludwig und Wilhelm August von Holstein-Gottorf kamen zusammen mit dem estnischen Edelmann Carl Friedrich von Staal nach Bern, dieser war ihr Erzieher und Begleiter. Ihre Cousine, Zarin Katharina II. von Russland, hatte sie auf eine Bildungsreise geschickt. Handmann porträtierete die Prinzen mehrere Male, ebenfalls von Staal. Durch ihre Fürsprache wurde Hand-

mann in die Accademia Clementia in Bologna aufgenommen. Zudem fertigte Handmann im Auftrag von Robert Scipio von Lentulus ein Bildnis von Friedrich dem Grossen für die Berner Stadtbibliothek an. 1781 starb Emanuel Handmann in Bern; sein Tod wurde hier kaum zur Kenntnis gekommen.

Handmann ist – wie erwähnt – in erster Linie als Porträtmaler bekannt. Freivogel sieht in Handmanns Werk vor allem Einflüsse aus Frankreich, insbesondere von dem als Schöpfer der bürgerlichen Porträts geltenden Tocqués. Handmanns Auftraggeber waren laut Freivogel vor allem «ein höfisch sich gebendes Bürgertum der Stadt», also vor allem Schultheissen und Angehörige der regierenden Familien. Freivogel betont, dass Handmann kein weit gereister Künstler war, sondern seinen Auftraggebern treu blieb. Damit hatte er zwar eine gesicherte Existenz, entzog sich aber gleichzeitig einem grösseren Wettbewerb. Freivogel stellt in den Arbeiten Handmanns unterschiedliche Qualitäten fest: So hat Handmann die Porträts etwa von Euler oder Funk sehr sorgfältig ausgeführt, Porträts von Offizieren oder Bürgerinnen, die er in grosser Zahl malte, in eher einfacherer Art. Handmann hat mit seinen Porträts die Bevölkerung der Stadt Bern im ausgehenden Ancien Régime dokumentiert.

Freivogel beschreibt aber nicht nur die Porträts von Handmann, sondern auch sein übriges Werk: ein Zyklus historischer Persönlichkeiten (ein Auftrag von Staal), acht Historienbilder – wichtig sind diese, weil Handmann in der Rezeptionsgeschichte zuerst vor allem als Historienmaler erwähnt worden war –, Landschaftsbilder, Genreszenen, Heiligenbilder, Mobiliar-Bilder und Grafik. Spannend zu lesen ist insbesondere die kritische Würdigung, die eine gute Zusammenfassung der Bedeutung Handmanns und seiner Werke gibt.

Beinahe die Hälfte des Buches wird von einem Werkkatalog eingenommen. Freivogel erwähnt alle 553 Werke, die Handmann heute zugeschrieben werden (492 datierte, 61 undatierte Bilder). Dies ist vor allem das Verdienst des Autors. Anhand der vielen Abbildungen kann er Zusammenhänge aufzeigen. Wenig lesefreundlich ist manchmal, dass bei Verweisen auf Bilder nur die Bildnummern, nicht aber die Seitenzahlen des Buches angegeben sind.

Sandra Hüberli

Schwinges, Rainer Christoph (Hrsg.): Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt. Bern: Schulverlag bblm, Stämpfli, 2003. 596 S., ill. ISBN 3-7272-1272-1.

Unter dem Titel «Berns mutige Zeit» hat der Verein «Berner Zeiten» den zweiten einer auf sechs Bände konzipierten Buchreihe zur Berner Geschichte vorgelegt. Wie sein 1999 erschienener Vorgänger «Berns grosse Zeit» über das 15. Jahrhundert präsentiert sich auch dieser Band als schwergewichtiges Werk, was man getrost nicht nur auf Format und Ausstattung, sondern auch auf den Inhalt beziehen darf. Gegenstand des Bandes, den der Verein als Beitrag zur 650-Jahr-Feier des Eintritts Berns in die Eidgenossenschaft versteht, ist die krisengeschüttelte Epoche nach der Gründung der Stadt 1191 bis zum grossen Stadtbrand von 1405.

«Mutig» als Kennzeichnung einer Epoche muss dabei nicht, wie der Rezensent im «Bund» leicht irritiert feststellte, als verbale Nostalgie bezüglich vergangener besserer Zeiten des Stadtstaates verstanden werden, sondern steht für die Selbstwahrnehmung der spätmittelalterlichen Zeitgenossen: Bern organisierte sich in dieser Zeit, expandierte, integrierte und lebte – und das alles mit einem scheinbar unterschütterlichen Optimismus der Bürger, der bekanntlich in der Aussage eines späteren Betrachters

gipfelte, Gott selbst sei in Bern Burger geworden. Diese Epoche von allen Seiten zu beleuchten hat sich das Herausgeberteam um Rainer Christoph Schwinges zum Ziel gesetzt. In rund 150 kurzen Beiträgen von wenigen Seiten Umfang oder gar nur in Form von illustrierenden Kästchen bieten über 40 Autorinnen und Autoren einen Einblick in den neusten Forschungsstand.

Der erste Hauptteil des Werks behandelt den Themenkomplex der Stadtgründung. Die legendäre namengebende Bärenjagd im Eichenwald wird hier zum Besten gegeben und archäobotanisch sowie jagdhistorisch hinterfragt. Die «Wahrheit» über diese Legende erfährt man dabei selbstverständlich nicht, aber es spricht auch aus diesen neusten Befunden zumindest nichts dagegen, dass eine solche Jagdszene möglich gewesen wäre. Viel wichtiger als das Abklopfen von solchen (letztlich nicht wichtigen) Geschichten ist aber in diesem Abschnitt die Einbettung der Stadtgründung in die geografischen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten des ausgehenden 12. Jahrhunderts. Nicht eine Nabelschau der Stadt Bern wird geboten, sondern eine wissenschaftlich seriöse, von kompetenten Autorinnen und Autoren erarbeitete Annäherung an die verschiedenen Lebenswelten einer mittelalterlichen Siedlung. Bern steht in dieser Darstellung nicht einfach monolithisch da, sondern erscheint als Bestandteil der grossen mittelalterlichen Stadtgründungswelle des ausgehenden 12. und des 13. Jahrhunderts, in deren Verlauf allein im Gebiet des nachmaligen Kantons Bern nicht weniger als 15 neue Städte entstanden.

Ein zweiter Hauptteil zeigt unter dem Titel «Grosse Kräfte: Mit- und Gegenspieler» die vielfältigen Beziehungen der jungen Stadt zu den Zähringern, (Neu-)Kiburgern, Savoyern und Habsburgern, aber auch zu geistlichen Herren, Klöstern, Niederadligen, Talschaften und anderen Städten.

Ein weiterer Hauptteil heisst schlicht «Bern – die Stadt». Er behandelt die klassischen Themen wie Chronistik, Stadtentwicklung, politisches Leben, Machtkämpfe zwischen Adel und Bürgertum, Markt sowie neuere Gesichtspunkte aus der Sozial- und Alltagsgeschichte. Die Anlage des Buches ermöglicht ausserdem kurze Streiflichter auf bisher weniger beachtete Gebiete wie «Grabsteine als Zeugnisse jüdischer Tradition» oder «Staatsdienst als Risikogeschäft?» am Beispiel der Notablenfamilie von Bolligen.

Relativ wenig Gewicht wird unter dem Titel «Bern – das Land» dem späteren Kantonsgebiet zugemessen. Nach einer kurzen Einführung zu «Stadt, Adel und Umland» folgen 50 Seiten «Klöster, Burgen und Kirchen» sowie 20 Seiten zum Dorfleben – bei allem Verständnis für die ungleich bessere Quellen- und Forschungslage zur Stadt doch etwas wenig. Es wäre zu wünschen, dass in den weiteren Bänden der Reihe «Berns Zeiten» die Entwicklungen in der Berner Landschaft stärkere Beachtung finden würden, spätestens dann, wenn es um den gelungenen oder verpassten Aufbau moderner Wirtschaftszweige geht, um die Einführung neuer Erziehungsmethoden oder um die Entstehung der Verfassung von 1831.

Die beiden letzten Hauptteile, «Geistliches und geistiges Leben» sowie «Das Ausgreifen aufs Land», bieten doch noch einige Blicke über die Stadtmauern hinaus: Die Ausstattung von Landkirchen findet hier ebenso Beachtung wie die bernische Ausbürgerpolitik oder die archäologisch gesicherten Reste der Letzi (Geländesperre) am Ausgang des Kandertals bei Mülönen. Ein Orts- und Namenregister sowie eine ausführliche Bibliografie runden den Band ab.

«Berns mutige Zeit» richtet sich von seiner Aufmachung her vor allem an eine Leserschaft, die eine kurze, knappe Darstellung sucht und nicht zuletzt etwas zum Anschauen will. In dieser Hinsicht wird viel geboten: Eine Vielzahl von guten Farb-

und Schwarzweissbildern aus nicht alltäglichen Blickwinkeln, verschiedene Karten, Pläne, Rekonstruktionszeichnungen, dreidimensionale Grafiken sowie erläuternde Tabellen bieten qualitativ hoch stehende Information in gefälliger, abwechslungsreicher Aufmachung. Der Haupttext wird ergänzt durch farbig abgesetzte Kästchen, die einzelne Aspekte auf einer halben oder ganzen Seite näher erläutern – ein Angebot, das man als Leser annehmen oder überspringen kann und den Anschluss an den Haupttext dennoch mühelos wiederfindet. Weniger leserfreundlich ist dagegen der Anmerkungsapparat, der nicht nur in den Anhang verbannt worden, sondern auch noch nach Kapiteln gegliedert ist, so dass man auf jeden Fall vorne und hinten immer wieder umblättern muss, um sich zu orientieren. Man sollte endlich von der Vorstellung abrücken, Bücher mit Fussnoten seien einem breiten Publikum nicht zuzumuten beziehungsweise würden nicht gekauft. Ein gutes Buch – und das ist «Berns mutige Zeit» zweifellos – darf und soll ruhig zeigen, dass sich wissenschaftliche Abstützung und Leserfreundlichkeit nicht gegenseitig ausschliessen müssen. Im Gegenteil: Die hinter dem Buch stehende wissenschaftliche Leistung braucht sich nicht verschämt im Anhang zu verstecken, sondern sollte als integraler Bestandteil des Werks auf den entsprechenden Seiten sichtbar werden. Es steht dem Publikum ja immer noch frei, die Fussnoten zu überspringen.

«Berns mutige Zeit» ist ein gut gemachtes Werk, das sich gleichermaßen zum Lesen wie auch zum darin Schmökern eignet. Beides kann nur empfohlen werden.

Jürg Schmutz

Hesse, Christian; Immenhauser, Beat; Landolt, Oliver; Studer, Barbara (Hrsg.): *Personen der Geschichte – Geschichte der Personen. Studien zur Kreuzzugs-, Sozial- und Bildungsgeschichte. Festschrift für Rainer Christoph Schwinges zum 60. Geburtstag.* Basel: Schwabe, 2003. XVI, 500 S., ill. ISBN 3-7965-1974-1.

Die Herausgeber der Festschrift zu Ehren von Rainer C. Schwinges, der seit 1989 Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Universität Bern ist, haben ihrem Buchkonzept die zentralen Forschungsthemen des Geehrten zugrunde gelegt. Schülerinnen, Schüler, Lehrer, Schweizer Kollegen der Mediävistik und weitere Personen waren aufgefordert, sich mit dessen Forschungsinteressen und Methoden auseinanderzusetzen. Die über zwei Dutzend Beiträge spiegeln das breite Spektrum der am Mittelalter-Lehrstuhl betriebenen Forschung. Dazu gehört unter anderem die Auseinandersetzung zwischen Christen und Muslimen zur Zeit der Kreuzzüge (Pedro Zwahlen: Zum völkerrechtlichen Vertrag zwischen Christen und Muslimen im 12. Jahrhundert; Andreas Meyer: Lucca und die Finanzierung der Kreuzzüge) und – im Blick auf die Kreuzzüge – die Frage nach dem «Gerechten Krieg» (Heinz E. Herzig: Ciceros Konzept des *bellum iustum* und Augustins Überlieferung). Verschiedene Beiträge befassen sich mit der Bildungsgeschichte, so etwa unter sozialgeschichtlichen und (kirchen)politischen Aspekten (Ludwig Schmutz: Über die Pönitentiarie zur Universität; Beat Immenhauser: St. Gallen und der Universitätsbesuch um 1500) oder mit der Darstellung der bedeutenden Rolle deutscher Universitätskonzepte der Neuzeit (Walter Rüegg: Die deutschen Wegbereiter der modernen Forschungsuniversität). Wichtiges Forschungsfeld ist die mittelalterliche Stadt, ihr wirtschaftliches Überleben in Krisenzeiten (Hans-Jörg Gilomen: Städtische Anleihen im Spätmittelalter) und ihr Gedeihen angesichts von Kriegen und Pest dank der noch ungebremsten Migration

und Mobilität, die der Stadt laufend Zuzüger brachte (Kristina Isacson und Bruno Koch: Losziehen und Los ziehen).

Beinahe die Hälfte der Beiträge behandelt Themen der bernischen und eidgenössischen Geschichte: Die Stadt Bern erscheint am Ende des 13. Jahrhunderts als Kampffeld der durch Reichtum, Macht und Einfluss herausragenden Bürger um politische Karrieren (Roland Gerber: Das Ringen um die Macht). Heimliche Pensionen und wilder Reislauf am Ende des Spätmittelalters eskalieren 1513 zum Könizer Aufstand, führen aber erst in der Reformation zum Reislaufverbot (Hans Braun: Heimliche Pensionen und verbotener Reislauf). Sie sind ebenso zeittypisch wie eine Kriegsführung, die zu Gräueltaten neigte, gegen die seit dem Sempacherbrief (1393) gemeineidgenössische Regeln aufgestellt, Kriegsverbrechen definiert und der Bestrafung unterstellt wurden (Oliver Landolt: Kriegsverbrechen in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft). Wen wundert, dass der spätmittelalterliche Mensch zur Abwendung des Mordens, Raubens und Schändens auch auf Zauberpraktiken verfallen konnte (Werner Meyer: Wetterzauber gegen Bern). Während sich die mediävistische Forschung sowohl in Zürich wie auch in Basel seit vielen Jahrzehnten mit der Aufarbeitung der Geschichte von mittelalterlichen Klöstern befasst, tat sich die Mediävistik in Bern bei diesem Thema bisher schwer, obschon es weder an interessanten Forschungsobjekten noch an archivalischer Überlieferung fehlt. Es ist daher besonders lobenswert, dass das Frauenkloster Interlaken in subtiler Quellenarbeit eine Darstellung erfuhr, die es aus dem Schatten des dortigen Männerkonvents führt (Barbara Studer: Die Augustinerinnen von Interlaken).

Die sozial- und vor allem auch personengeschichtliche Auseinandersetzung mit dem Menschen in seiner Geschichtlichkeit, ob als Individuum oder als Gruppe, ist ein zentrales Anliegen des Forschers und Universitätslehrers Rainer C. Schwinges. Sie verschaffte der Festschrift auch ihren Titel. Die von Schwinges mit Erfolg verwendete prosopografische Methode, mit der sich Personen und ihr Tun sorgfältig und behutsam analysieren lassen, trug denn auch in vielen Beiträgen der Festschrift mit zum reichen Ergebnis bei. Besonders eindrücklich ist die Darstellung der Beziehungen zwischen Ehepartnern in städtischem Milieu des 15. und 16. Jahrhunderts anhand von Selbstzeugnissen, darunter das Beispiel Ludwigs von Diesbach (1452–1527), gefolgt von einer dem interessierten Forscher nützlichen Quellenkritik (Urs Martin Zahnd: Ehegatten in spätmittelalterlichen Selbstzeugnissen).

Anne-Marie Dubler

Merki, Christoph Maria: Der holprige Siegeszug des Automobils 1895–1930. Zur Motorisierung des Strassenverkehrs in Frankreich, Deutschland und der Schweiz. Wien: Böhlau, 2002. 471 S., ill. ISBN 3-205-99479-5.

Christoph Maria Merki, ehemaliger Oberassistent an der Universität Bern und 1992–1997 Vorstandsmitglied des Historischen Vereins, veröffentlichte 2002 seine Habilitationsschrift, die im Jahr zuvor von der Universität Bern angenommen worden war. Sein Thema ist vordergründig ein technikgeschichtliches, das er jedoch von einem gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz her betrachtet. Merki analysiert in seinem Werk facettenreich und mit viel Detailkenntnis die sozialen, aber auch politische und rechtliche Folgen der Automobilisierung. Über 40 Abbildungen sowie 30 Tabellen, in denen er umfangreiches Zahlenmaterial liefert, ergänzen den Text. In der Einleitung – Merki betitelt sie mit «Ausrüstung und Reiseskizze» – stellt er seine Fragestellung vor, geht

auf methodische Aspekte ein und rekapituliert Forschungsstand und Quellenlage. Das erste Kapitel beschreibt den Diffusionsprozess des Automobils, der in Frankreich schneller verlief als in der Schweiz. Deutschland bildete während des ganzen Untersuchungszeitraums das Schlusslicht. Merki betont allerdings, dass die Unterschiede innerhalb der einzelnen Länder beträchtlich waren. So war die Differenz im Motorisierungsgrad zwischen Paris und Korsika grösser als zwischen Paris, Berlin oder Zürich. In einer ersten Phase, die bis zum Ersten Weltkrieg dauerte, war die Technik noch wenig ausgereift. Deshalb diente das Automobil vorerst einer kleinen, vermögenden Gesellschaftsschicht als neues, aufregendes Sportgerät und exklusives Fortbewegungsmittel im Nahverkehr. Somit konkurrenzierte das Auto in dieser frühen Phase nicht die Eisenbahn, sondern die Kutsche. Angehörige einiger Berufsgruppen, wie zum Beispiel Ärzte oder Handelsreisende, begannen schon bald, ihre Autos zu Berufszwecken einzusetzen. Damit entwickelte sich das Fahrzeug auch zu einem Arbeitsgerät.

Nicht nur Kutschen liessen sich motorisieren, sondern auch Pferdefuhrwerke, die grosse Lasten transportierten. Es war die Schweiz, die in der Verbreitung der Lastautos eine Vorreiterrolle spielte: Sie besass schon vor dem Krieg eine starke exportorientierte Lastwagenindustrie. In einem Exkurs beschäftigt sich Merki auch mit der Motorisierung des öffentlichen Verkehrs: Ab 1900 verdrängte das Taxi die Droschke; der Motoromnibus konkurrenzierte zunehmend den Pferdeomnibus und teilweise die Strassenbahn. Die Zwanzigerjahre brachten auf den Strassen einen Motorisierungsschub. Die Herstellung und der Betrieb der Automobile verbilligte sich. Damit wurde der Privatwagen für immer mehr Haushalte und Unternehmen erschwinglich. Kleingewerblern, Angestellten und Arbeitern ermöglichte zudem das Motorrad einen Einstieg in den motorisierten Verkehr.

Die Verbreitung des Automobils verlief in einem Spannungsfeld zwischen Förderung und Widerstand. Beim nichtmotorisierten Publikum stiess das Automobil auf Ablehnung: Es brachte Unfälle, Staub, Lärm und Gestank mit sich, die Strasse verwandelte sich in eine vom Auto dominierte Fahrbahn, und die ersten Autofahrer wurden weithin als städtisch, fremd und elitär wahrgenommen. Die Formen des Widerstandes waren vielfältig und reichten vom stillen Protest über Nägelstreuen bis zum Spannen eines Seils quer über die Fahrbahn – eine potenziell tödliche Autofalle. Interessant sind in diesem Zusammenhang die länderspezifischen Reaktionsunterschiede: In Deutschland, wo die Motorisierung zögerlicher verlief, hielt sich der Widerstand länger als in Frankreich und nahm zudem gewalttätigere Formen an. In einem 20-seitigen Kapitel behandelt der Autor ausserdem das Automobilverbot im Kanton Graubünden, das bis 1925 in Kraft war. In der Zwischenkriegszeit verschwand der Widerstand allmählich. Merki erklärt diesen Prozess damit, dass sich die nichtmotorisierten Strassenbenützerinnen und -benützer nach und nach an den Autoverkehr gewöhnten und sich ihm anpassten. Der öffentliche Verkehr und die Einführung von Fahrzeugsteuern, die als Entgelt für die Strassenbenutzung angesehen wurden, versöhnten zudem viele Menschen mit dem Auto.

Merki analysiert umfassend die Mechanismen, die dem Automobil zum Durchbruch verhelfen – ein Thema, das die bisherige Literatur meist vernachlässigt hatte. Demnach entwickelte sich der Automobilismus nicht, indem die Industrie ihr Produkt an jene Leute verkaufte, die es sich leisten konnten, sondern Merki interpretiert den Automobilismus als soziale Bewegung, die eine Fahrzeugindustrie erst entstehen liess. Die frühen Autofahrer empfanden sich als Teil einer verschworenen Gesellschaft und einer speziellen Lebenswelt, die ab 1895 expandierte. Die Automobilclubs pflegten

dieses Gemeinschaftsgefühl und widmeten sich der Förderung des motorisierten Verkehrs, indem sie zum Beispiel die Akzeptanz des Automobils über publikumswirksame Events wie Autorennen steigerten. Daneben entstanden weitere Interessenorganisationen wie Motorradklubs und Autoverbände, deren Spezialwissen für den Staat mit der Zeit unentbehrlich wurde.

Mit der Motorisierung wurden die Strassen für alle Benutzerinnen und Benutzer gefährlicher, die Kraftfahrzeuge entwickelten sich von einer Gefahr zu einem Risiko. Der Staat war gefordert, er musste politische Leitplanken setzen. Diesem Aspekt widmet sich Merki in den letzten beiden Kapiteln. Um die Sicherheit zu erhöhen, begann der Staat mit der Regulierung des Strassenraums, indem er beispielsweise den Strassenraum den neuen Verkehrsmitteln anpasste oder Verkehrsregeln aufstellte. Über Steuern versuchten die Behörden, zumindest einen Teil der finanziellen Belastung auf den motorisierten Verkehr abzuwälzen.

Merki schliesst mit seinem Werk eine Lücke, indem er sich mit dem Zeitraum bis 1930 beschäftigt, der bis anhin in der Forschung zur Automobilisierung stiefmütterlich behandelt worden ist. Sehr aufschlussreich ist dabei der Vergleich der drei Länder Frankreich, Schweiz und Deutschland, da der Diffusionsprozess nicht überall gleich verlief und unterschiedliche Reaktionen hervorrief. Das Buch ist klar aufgebaut, interessant illustriert und unterhaltsam geschrieben. Es eignet sich trotz seines anspruchsvollen Inhalts durchaus als vergnügliche Ferienlektüre.

Anna Bähler

Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Band 2: Basel (Kanton)–Bümpliz. Basel: Schwabe, 2003. 829 S., ill. ISBN 3-7965-1902-4.

Der zweite Band des Historischen Lexikons der Schweiz (HLS) erschien pünktlich ein Jahr nach dem ersten und enthält sehr viel Bernisches. Die umfangreichsten Artikel zu Bern sind 39 Seiten über den Kanton, 17 Seiten über die Stadt sowie 11 Seiten zur Stadt Biel. Ferner enthält der Band Beiträge über den Berner Aargau, den Berner Jura, das Berner Oberland, die Berneralpen Milchgesellschaft und verschiedene Berner Zeitungen. Den Abschluss macht ein Artikel über Bümpliz, das bis 1919 eine eigenständige Gemeinde war. Im gleichen Band befinden sich auch die Artikel über die Stadt Basel und die beiden Basler Kantone.

Sämtliche Stadt- und Kantonsartikel bieten in kompakter Form Überblicke über diese Gemeinwesen. Sie sind jeweils chronologisch und thematisch aufgebaut. Die Abschnitte zum Mittelalter, zur frühen Neuzeit und zu den letzten beiden Jahrhunderten sind unterteilt in die thematischen Kapitel Politik und Verwaltung, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Tabellen zur Bevölkerungsentwicklung, zur Wirtschaftsstruktur und zu den politischen Kräfteverhältnissen im 20. Jahrhundert sowie schematische Darstellungen des politischen Systems in der frühen Neuzeit lassen interessante Vergleiche zwischen Kantonen und Städten zu. Für die grössten Städte liess das HLS zudem neue, farbige Karten zur baulich-räumlichen Stadtentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert im Massstab 1:50 000 und zum Wachstum der Agglomerationen (1:100 000) anfertigen. Auch diese Karten laden zum Vergleich zwischen den Städten ein.

Ein gutes Dutzend Autorinnen und Autoren haben den Artikel zum Kanton Bern verfasst. Nach einem kurzen Überblick über den Naturraum folgt der Abschnitt zur Ur- und Frühgeschichte, welcher die ersten Besiedlungspuren abhandelt und mit einer

Karte der Fundstellen aus der Bronzezeit und Hallstattzeit eine räumliche Vorstellung dieser Epoche vermittelt. Die galloromische Zeit ist knapp gehalten, weitere Informationen dazu findet man jedoch unter anderem im Artikel Bern (Gemeinde), wo ein kurzer Text und zwei Karten auf die frühe Besiedlung der Engehalbinsel eingehen. Ausführlicher wird auf 18 Seiten die Zeit vom Frühmittelalter bis um 1800 behandelt. Die einzelnen Abschnitte thematisieren die frühen Herrschaftsstrukturen, die territoriale und staatliche Entwicklung bis 1798, das Wehrwesen, die Bevölkerungs- und Siedlungsentwicklung, die einzelnen Wirtschaftssektoren, die Gesellschaft, das kirchliche und das religiöse Leben, die Kultur sowie die Bildung. Auf 16 Seiten folgt das Kapitel zum 19. und 20. Jahrhundert, das eine ähnliche thematische Gliederung aufweist wie das Kapitel zu Mittelalter und früher Neuzeit.

Die Synthese zum Kanton Bern füllt eine Lücke, denn es gibt keine 40-seitige Kantongeschichte, welche die Zeit von der Urgeschichte bis in die Gegenwart auf dem neusten Forschungsstand darstellt. Allerdings liest sich der lexikalisch stark verdichtete Text nicht besonders leicht. Wegen der kleinen Schrift und dem Gewicht des Bandes eignet sich das HLS auch nicht als Nachttischlektüre. Die Texte und besonders die Bibliografie machen deutlich, dass nicht alle Bereiche der Kantongeschichte gleich gut erforscht sind. Namentlich der Wissensstand über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung des 20. Jahrhunderts weist zahlreiche weisse Flecken auf. Umso verdienstvoller ist es, dass das HLS die wichtigsten Eckpunkte dieser Themen absteckt.

Im Fall der Städte Bern und Biel liegt der Wert der entsprechenden Lexikonartikel vor allem darin, eine knappe Überblicksdarstellung zur Hand zu haben. Zu Bern liegen in Form der Stadtgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und der beiden Bände «Berns grosse Zeit» und «Berns mutige Zeit» neuere Handbücher vor, deren Inhalt weit über die HLS-Artikel hinausgehen. In Biel ist die Situation bezüglich neuerer Überblicksdarstellungen weniger komfortabel.

Vor gut zehn Jahren monierten Kritiker des HLS, dieses Unternehmen sei nicht nötig, da das Schweizer Lexikon 91 auch das Bedürfnis eines historischen Lexikons abdecken würde. Nun lassen sich die beiden Publikationen nebeneinander legen und vergleichen. Bei kürzeren Artikeln wie zu den Gemeinden Bolligen oder Bremgarten oder Biografien wie zu Julie Bondeli sind die Unterschiede tatsächlich nicht gross. Hingegen enthält das HLS viel mehr Biografien und historisch fundierte Themenartikel als das Schweizer Lexikon. Dies zeigen zum Beispiel die Einträge zum Familiennamen Bloesch oder Sachartikel wie «Bodenmarkt», «Bronzezeit» «Brücken» und «Bruderschaften». Auch bei den Kantonsartikeln bestehen grosse Unterschiede. Das HLS bietet dabei deutlich mehr Inhalt und Umfang.

Christian Lüthi

Körner, Martin (Hrsg.): Bibliographie der Stadtgeschichte der Schweiz von 1986 bis 1997. Zusammengestellt und redigiert von Daniel Schläppi. Bern etc.: Peter Lang, 2002. 415 S., CD-ROM. ISBN 3-906769-21-6.

1960 veröffentlichte Paul Guyer die erste Bibliografie zur Städtegeschichte der Schweiz. Martin Körner kümmerte sich um die Weiterführung, die 1988 für die Berichtsjahre 1970 bis 1985 erschien. Die vorliegende Bibliografie setzt dieses Werk fort und verzeichnet Publikationen zu Städten, die bereits vor 1800 das Stadtrecht besaßen, und zu modernen Städten, die mehr als 10 000 Einwohnerinnen und Einwohner zählen. Ausgenommen davon sind Agglomerationsgemeinden.

Das Buch ist nach Kantonen und innerhalb der Kantone nach einzelnen Städten gegliedert. Der Abschnitt zum Kanton Bern umfasst auf 40 Seiten Titel zu Aarberg, Aarwangen, Bern, Biel, Büren a.A., Burgdorf, Erlach, Huttwil, Langenthal, Laupen, Neuenstadt/La Neuveville, Nidau, Thun, Unterseen, Wangen a.A. und Wiedlisbach. Wer Literatur über einen bestimmten Ort sucht, wird also schnell fündig. Wer nach einem bestimmten Sachthema Ausschau hält, muss die beiliegende CD-ROM zur Hand nehmen. Sie enthält die Daten des Buches als Word- oder Excel-Dateien. Darin lassen sich Volltextrecherchen vornehmen und gesuchte Titel in eine eigene Datei kopieren.

Die Bibliografie ist ein nützliches Hilfsmittel, um stadtgeschichtliche Literatur in der Schweiz zu suchen. Ausserdem ermöglicht sie Quervergleiche. So ist der Ausstoss an historischer Literatur über die Stadt Bern eher geringer als über andere grosse Schweizer Städte: Die Bibliografie zu Bern umfasst 20 Seiten, jene zu Basel und Genf je 41, Lausanne 15 und Zürich 33 Seiten.

Die elektronische Form der Bibliografie im Anhang bringt gegenüber früheren Ausgaben zusätzliche Möglichkeiten, um unter den 5840 Titeln das Gesuchte zu finden. Angesichts des schnellen Wandels im EDV-Bereich ist jedoch zu befürchten, dass die CD-ROM innerhalb weniger Jahre nicht mehr lesbar sein wird. Deshalb wäre es wünschenswert, das Verzeichnis statt auf einer Scheibe in einer Datenbank anzubieten. Die «Bibliographie der Berner Geschichte» hat beispielsweise diesen Schritt 1995 getan und ist im Bibliothekskatalog IDS Basel/Bern auf dem aktuellsten Stand abfragbar.

Christian Lüthi

Ostermundigen. Gemeindeentwicklung, Geschichte. Ostermundigen: Einwohnergemeinde Ostermundigen, 2003. 128 S., ill.

Heute sind im Kanton Bern Gemeindefusionen in den Schlagzeilen. Vor 20 Jahren jedoch teilte sich die Gemeinde Bolligen in drei eigenständige Kommunen auf: Bolligen, Ittigen und Ostermundigen. Diese Trennung war der Anlass für eine 1983 erschienene Gemeindegeschichte Ostermundigens, die grösstenteils Karl Ludwig Schmalz verfasste. Zum 20-jährigen Bestehen der Gemeinde gab der Gemeinderat eine neue Publikation in Auftrag. Der schön illustrierte Band enthält den knapp 50 Seiten umfassenden historischen Teil der Publikation von 1983 ohne inhaltliche Änderungen. Zusätzlich hat eine Gruppe von 20 Autorinnen und Autoren auf den ersten 80 Seiten neue Beiträge verfasst. In thematischer Gliederung stellen sie die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart der Gemeinde dar. Das Buch enthält Kapitel zur Ortsplanung, zur Entwicklung der Bevölkerung und der Schulen, zu Einrichtungen für Jugendliche und ältere Leute, zu Steuern und Finanzen, zu Wasserversorgung, Freibad, Abwasserreinigung, Abfallbewirtschaftung, Feuerwehr, Zivilschutz, Verkehr, Wirtschaft, Vereinen, Kirchen sowie zur Kunst in der Agglomerationsgemeinde.

Der Band bietet einen guten Überblick über ein Gemeinwesen, das rund 15 000 Einwohnerinnen und Einwohner zählt und damit zu den zehn grössten Kommunen im Kanton Bern gehört. Sehr aufschlussreich für Aussenstehende sind die historischen Abschnitte über den öffentlichen Verkehr und die Steinbrüche, die weit über Ostermundigen hinaus von Bedeutung waren. Seit dem Spätmittelalter wurde hier Sandstein als Baumaterial für die Stadt Bern gewonnen. 1865 übernahm eine Aktiengesellschaft dieses Geschäft. Ihr Präsident war der frühere Bundesrat Jakob Stämpfli, der die

Anlage zum grössten Steinbruch der Schweiz erweiterte. Die AG errichtete 1871 eine eigene Bahnlinie, welche die Steinblöcke vom Ostermundigenberg zum alten Bahnhof bei der Waldeck beförderte. Fünf Bundesräte nahmen an der Eröffnung der Bahn teil, welche die steilste Strecke mit einem Zahnradantrieb überwand. 1902 löste sich die Gesellschaft auf, da andere Baumaterialien den Sandsteinabbau unrentabel gemacht hatten. Trotzdem wird seither von privaten Firmen in der Gemeinde weiterhin Sandstein abgebaut, wenn auch in kleineren Mengen.

Andere spannende Themen aus der Ostermundiger Geschichte werden leider höchstens angetippt. Beim Abschnitt über das Vereinswesen erfährt man von Arbeiterfamilien, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Gemeinde niederliessen. Sie arbeiteten unter anderem in der Zentralheizungsfabrik auf Stadtberner Boden und in der Kartonfabrik Deisswil. Interessant wäre es, etwas über das Zusammenleben der landwirtschaftlich ausgerichteten Einwohnerschaft und den neuen Bevölkerungsgruppen zu erfahren. Das rasante Wachstum der Gemeinde seit 1945 handelt die Publikation bloss anhand der Bevölkerungs- und Verkehrsentwicklung ab. Die politische Ebene bleibt jedoch völlig ausgeblendet. Dabei wäre es spannend, Diskussionen rund um die bauliche Entwicklung und die Ortsplanungsfragen im 20. Jahrhundert historisch aufzurollen. Doch wie in vielen anderen Ortsgeschichten machen die Autorinnen und Autoren einen grossen Bogen um das politische Leben. Das Buch enthält nicht einmal Porträts der wichtigsten Parteien, und auch die Ursachen der Gemeindetrennung sowie das Verhältnis zu den Nachbargemeinden bleibt unerwähnt. Bereits 1913 wollte sich Ostermundigen der Stadt Bern als Quartier eingliedern, doch es kam anders: Karl Ludwig Schmalz hat die langwierige Geschichte der Loslösung von der Gemeinde Bolligen detailreich in der Ortsgeschichte Bolligen von 1982 dargestellt. Es wäre mit wenig Aufwand möglich gewesen, eine Zusammenfassung aus Ostermundiger Perspektive zu verfassen. Gerade für neu Zugezogene und eine jüngere Leserschaft müsste dieses Thema in der Ortsgeschichte vorkommen. Ausserdem hat die Gemeinde vor zirka zehn Jahren in einem innovativen Projekt rund 50 ältere Einwohnerinnen und Einwohner zum Alltagsleben in Ostermundigen befragen lassen. Die auf Tonbandkassetten aufgezeichneten Interviews sind leider nicht in das neue Buch eingeflossen. So bleibt zu hoffen, dass die Gemeinde bei einem nächsten Jubiläum ein grösseres Projekt startet, bei dem sämtliche Quellen zur jüngsten Vergangenheit ausgewertet werden.

Christian Lüthi

Ganz, Robert: Hilterfingen und Hünibach. Eine Gegenwart – zwei Vergangenheiten. Bern etc.: Haupt, 2002 (Berner Heimatbücher, 144). 256 S., ill., ISBN 3-258-06434-2.

In der traditionsreichen Buchreihe «Berner Heimatbücher», in der seit 1994 kein Band mehr publiziert wurde, erschien 2002 ein Gemeindeporträt von Hilterfingen und Hünibach. Hünibach ist ein Ortsteil der politischen Gemeinde Hilterfingen und verfügt über eine eigene Postadresse. Die zwei Dörfer liegen in einem Gunstraum am nördlichen Thunerseeufer. Das Gebiet ist seit prähistorischer Zeit besiedelt und hat sich in den letzten Jahrzehnten zur «Goldküste» von Thun entwickelt. Die Gemeinde Hilterfingen zählt heute rund 3800 Einwohnerinnen und Einwohner, 1930 waren es erst 1100. Beide Dörfer sind baulich mit Thun zusammengewachsen, der ganze Uferraum ist dicht überbaut. Robert Ganz legt mit Unterstützung weiterer Autorinnen und Autoren eine thematisch breit gefächerte Heimatkunde der Gemeinde vor. Im ersten

Teil zur Gegenwart porträtiert er die Einwohner-, die Bürger und die Kirchgemeinde, Schulen sowie den Naturraum. Der zweite, umfangreichere Teil widmet sich der Vergangenheit der Gemeinde von der Urgeschichte bis in die Gegenwart. Breiten Raum nimmt die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte ein.

Hilterfingen erhielt seinen Namen in germanischer Zeit. Im Mittelalter war es Freiherrschaft mit verschiedenen Herren. Mit der Reformation übernahm die Stadt Bern die niedere Gerichtsbarkeit, 1652 wurde Hilterfingen Berner Landvogtei. Seit im 19. Jahrhundert Landsitze reicher Familien auf dem Gemeindegebiet entstanden, veränderte sich das Ortsbild. Die Villenbesitzer waren als Steuerzahler willkommen und ebenso als Auftraggeber für das lokale Gewerbe. Ende des 19. Jahrhunderts kamen Hotels hinzu. 1958 kaufte der Kanton Bern die bedeutendste Privatvilla auf Gemeindeboden, das Schloss Hünegg. 1966 eröffnete er darin ein Museum. Seit 1989 ist eine Stiftung Trägerin des Schlosses.

Neben der Geschichte der Gemeinde als politischer und geografischer Raum enthält das Buch Kurzbiografien von Personen, Vereinen und weiteren Institutionen, die in Hilterfingen wichtig sind. Der Band ist reich illustriert mit historischen Bildern, Gemälden und neuen Fotos.

Die Publikation ist eine vollständige Neubearbeitung der Werke von Adolf Schaer-Ris (1963) und Fritz Häsler (1985) zu Hilterfingen, die in der gleichen Reihe erschienen sind. Robert Ganz hat sein Buch thematisch erweitert und bis in die Gegenwart geführt. Auftraggeberin war wie bei den beiden früheren Publikationen die Gemeinde Hilterfingen. Dies ist bemerkenswert, denn Gemeinwesen, die alle 20 Jahre eine neue Ortsgeschichte veröffentlichen, gibt es sehr selten.

Christian Lüthi

Liechi, Erich; Meister, Jürg; Gwerder, Josef: Die Geschichte der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienersee. 2. Aufl. Interlaken: Schläfli & Maurer, 2002. 323 S., ill. ISBN 3-85884-016-5.

Im Jahr 1986 publizierten die gleichen Autoren dieses Buch in seiner ersten Auflage. Es ist seit langem vergriffen und in vielen Teilen überholt. Seit den 1980er-Jahren wurden auf beiden Seen neue Schiffe in Betrieb gesetzt, alte zurückgezogen oder gezügelt, und 2001/02 wurden sogar die Reste des ersten, 1864 vor Oberhofen gesunkenen Schiffes wieder gefunden. Dazu haben neue Forschungen die Kenntnisse erweitert oder korrigiert, vor allem ist auch sensationelles, bisher unbekanntes Bildmaterial gefunden worden. Das vorliegende Buch ist trotz ähnlicher Gestaltung nicht eine Neuauflage, sondern weitgehend eine neue Publikation. Detailreich und gleichwohl unterhaltsam wird die anfänglich recht verworrene Geschichte der Dampf- und Motorschifffahrt auf den beiden Seen erzählt, die 1835 mit dem ersten Raddampfer «Bellevue» der Hoteliers Knechtenhofer auf dem Thunersee begann und schliesslich in den heutigen modernen, aber traditionsbewussten Betrieb der BLS überging.

Eine kurze Einleitung erklärt die technischen Daten und gibt einen historischen Überblick über die verschiedenen Personen und Gesellschaften, die auf den beiden Seen öffentliche Kursschiffe betrieben haben. Der Hauptteil der Publikation macht die Fahrzeugchronik aus, welche die Geschichte jedes Schiffes auflistet und mit einem Plan sowie einem reichen Bildarchiv aufwartet. Kurz behandelt sind die Ländten, weil diese nicht etwa seit der Gründung der Dampfschifffahrt existierten, sondern erst nach und nach hinzugekommen sind; ursprünglich ruderte man die Passagiere der Zwischensta-

tionen zu den vor Land wartenden Schiffen. Ein kleines Kapitel behandelt schliesslich die wenig bekannte Trajektschiffahrt zwischen Scherzligen und Därligen. Sie begann 1872 und endete 1893, als mit der Eröffnung der durchgehenden Thunerseebahn die Überfuhr von Güterwagen auf dem Wasserweg hinfällig wurde. Nicht behandelt sind einige weitere Aspekte, die naturgemäss ikonografisch weniger ertragreich sind, wie Beförderungsstatistiken, Finanzen oder Personalfragen. Dieser Vorbehalt soll den Wert des Buches aber nicht vermindern. Es wendet sich nicht nur an Schiff-Fans, es ist ein wichtiges Kapitel neuer Verkehrsgeschichte des Berner Oberlandes und eine Regionalgeschichte des Gebietes um die beiden Seen.

Quirinus Reichen

Wehrli, Martin: Faulhorn, die Geschichte des Berggasthauses. Unterseen: Touristik-Museum der Jungfrau-Region, 2003. 120 S., ill. ISBN 3-9521339-4-9.

Der Fremdenverkehr im Tal von Grindelwald geht auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, an der Wende zum 19. Jahrhundert entstanden die ersten Gasthöfe. Die Gäste der Pioniergeneration pflegten bloss, von sicherer Warte aus die Gletscher zu bewundern, und blieben nicht lange im Tal. Erst mit der Zeit bestiegen die Touristen auch Berge, der Aussicht und des romantischen Sonnenauf- und -untergangs wegen. Das Faulhorn ob Grindelwald war hierzu besonders geeignet, so dass in den Jahren 1822 bis 1832 ein Hotel entstand, das für längere Zeit das höchstgelegene Europas sein sollte. Nach einer turbulenten Anfangsgeschichte entwickelte es sich entgegen allen Strömungen und Moden zum reizvollen historischen Berghotel unserer Tage. 1930 feierte man das erste Jubiläum, 1980 das zweite, und für 2005 ist ein Fest zum 175-jährigen Bestehen geplant.

Ein überaus reiches Karten-, Bild- und Propagandamaterial war Anlass für eine Ausstellung im Touristik-Museum in Unterseen und für die vorliegende Publikation. Private und öffentliche Archive und Sammlungen wurden durchstöbert und so weit wie möglich Zeitzeugen konsultiert. So besticht das kleinformatige Büchlein nicht nur durch den kompetenten Text, sondern auch durch die vielfältigen Illustrationen: Panoramen, alte Druckgrafik, Fotos, Zeitungsausschnitte, Protokollbücher, Reiseführer, Pläne usw. Das Büchlein schildert die Anfänge, klärt insbesondere die komplexe und widersprüchliche Baugeschichte und endet erst bei den Problemen der heutigen Berghotellerie, wie Versorgung und Entsorgung, Energie, Personal, Wasser – eine Berg- und Hotelmonografie der besonderen, auf alle Fälle sehr sympathischen Art.

Quirinus Reichen

Stettler, Emanuel: Kandersteg und sein LWK. 100 Jahre Licht- und Wasserwerke AG Kandersteg. Kandersteg: Licht- und Wasserwerke Kandersteg, 2002. 93 S., ill.

Der Kurort Kandersteg besitzt die Tradition eines sehr alten Transit-Tourismus. Der Weg über den Gemmipass war nicht nur der Zugang zu den berühmten Bädern von Leuk, er war auch der Weg, der die international bekannten Kurorte Chamonix und Interlaken verband. Der eigene residenzielle Tourismus nahm erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einen grossen Aufschwung. Die bis anhin eher bescheidene Hotellerie expandierte zwischen 1900 und 1914 sehr stark. Im gleichen Zeitraum wurde die Lötschbergbahn gebaut, was dem Bergdorf für einige Jahre ausserordent-

liche Existenzbedingungen brachte. In diesem Kontext muss die Entstehung des ersten Kraftwerkes gesehen werden, das mit privater Initiative im Jahr 1903 den Betrieb aufnahm. Mehrfach erweitert und modernisiert, versorgt es seither das Dorf mit Wasser und Strom.

Es war eine reizvolle Idee, die hundertjährige Geschichte des kleinen Werks und die Entwicklung der Strom- und Wasserversorgung parallel zum Bauwesen und Fremdenverkehr des 20. Jahrhunderts darzustellen. Resultat dieses Unternehmens ist eine sehr ansprechende, gut gestaltete und informative Jubiläumsschrift geworden, die Dorfgeschichte und Firmengeschichte zugleich ist. Die reiche – historische und aktuelle – Illustration ist in solchen Publikationen heute eine Selbstverständlichkeit, originell ist eine Personenchronologie, in der Familiengeschichte, Dorfgeschichte und Firmengeschichte ineinander fliessen. Viele, die in den letzten hundert Jahren zum Gedeihen des Bergdorfes beigetragen haben, sind hier erfasst. Man möchte wünschen, dass andere lokal verankerte Firmen landauf, landab sich an diesem Kandersteger Buch ein Vorbild nehmen.

Quirinus Reichen

Bloesch, Paul: Die Rechtsquellen der Stadt Biel mit ihren «Äusseren Zielen» Bözingen, Vingelz und Leubringen. Mit einem Register von Achilles Weishaupt. Basel: Schwabe, 2003 (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, Abt. 2: Die Rechtsquellen des Kantons Bern, Teil 1: Stadtrechte, Bd. 13). XLII, 1101 S. in zwei Halbbänden. ISBN 3-7965-1978-4.

Vor 25 Jahren hatte Paul Bloesch seine Arbeit an den Rechtsquellen der Stadt Biel aufgenommen, während mindestens eines Jahrzehnts wurde die Veröffentlichung angekündigt. Nun liegt sie als 1000-seitiger, 354 Dokumente umfassender Doppelband vor. Aus lokalgeschichtlicher Sicht wartete man mit Ungeduld auf das Werk, denn «es gibt leider noch keine neue, heutigen Anforderungen genügende Bieler Stadtgeschichte», wie der Bearbeiter einleitend bemerkt. Tatsächlich basiert das historische Gedächtnis von Biel, zumindest was die Zeit vor der Französischen Revolution betrifft, nach wie vor auf der 1855/56 erschienenen «Geschichte der Stadt Biel und ihres Pannergebietes» von Caesar Adolf Bloesch (notabene ein Vorfahre von Paul Bloesch). Caesar Bloesch, von Beruf Arzt, richtete seinen Blick ganz auf die politische Entwicklung der Stadt, besonders auf die Stellung Biels innerhalb des Fürstbistums Basel. Wirtschafts- oder gar sozialgeschichtliche Aspekte fehlen in seiner Darstellung beinahe ganz, «innere Angelegenheiten» werden bloss nebenbei gestreift. Immerhin deckt die Schulgeschichte von Jakob Wyss (1919/1926) zumindest einen Teil der Geistesgeschichte Biels ab. Das 1999 erschienene «Stadtgeschichtliche Lexikon» vermag mit seiner recht zufälligen Auswahl die historiografischen Lücken nicht zu schliessen, lässt sie im Gegenteil noch deutlicher in Erscheinung treten.

Naturgemäss kann es nicht das Anliegen einer Rechtsquellenammlung sein, fehlende Gesamtdarstellungen zu ersetzen, und selbstverständlich stehen dabei verfassungsrechtliche, normative Dokumente im Zentrum, im vorliegenden Fall Stadtfrieden, Stadtordnungen, bischöfliche Bestätigungsbriefe usw. Viele dieser Quellen, insbesondere die verschiedenen Ordnungen, liefern aber auch äusserst aufschlussreiche Einblicke in die Lebensverhältnisse, weshalb die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen ein wichtiges Instrumentarium für die Ortsgeschichte darstellt. Gerade deshalb war die Edition der Bieler Rechtsquellen mit grossen Erwartungen verbunden.

Leider aber muss nun zur Kenntnis genommen werden, dass «der äussere Rahmen der Bieler Rechtsquellen mit zwei Halbbänden vorgegeben war», sodass der «Weg einer relativ breiten Auswahl verlassen werden» musste, wie der Bearbeiter nicht ohne Bedauern feststellt. Verzichtet hat er etwa auf Quellen, die sich über andere Editionen oder die Literatur (zum Beispiel die erwähnte Schulgeschichte) erschliessen lassen. So wird beim praktischen Gebrauch der Edition aber stets das unbefriedigende Gefühl zurückbleiben, möglicherweise genau dasjenige Dokument nicht vorzufinden, das für diese oder jene Frage entscheidend sein könnte. Das Prinzip der Reduktion mag seine berechtigten (wohl eher finanziell denn inhaltlich bestimmten) Gründe haben, gerade in Anbetracht der Erkenntnis, dass Editionen eine wichtige Voraussetzung zur besseren Erhaltung der Originale sind, wären vollständige Quelleneditionen jedoch durchaus sinnvoll.

Will man sich also ein vollständigeres Bild über die Rechtsverhältnisse machen, bleibt einem nach wie vor der Gang ins Stadtarchiv und die Suche nach unedierte Quellen nicht erspart. Allerdings ist der Zugang zum Stadtarchiv, das sei hier bemerkt, im Gegensatz zur Zeit, als Paul Bloesch die Rechtsquellen recherchierte (1978–1988), heute kein Problem mehr. Die seit 1990 bestehenden neuen Archivräume sind zwar sehr beschränkt, doch bieten sie durchaus befriedigende Arbeitsbedingungen – vielleicht sogar für die Abfassung einer modernen Stadtgeschichte. Die beiden Rechtsquellenbände mögen dazu als Ansporn dienen.

Margrit Wick-Werder

